

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 112.

Samstag, 12. Mai.

1928.

(18. Fortsetzung.)

Um Haaresbreite.

Roman von Guido Krenker.

(Nachdruck verboten.)

XI.

„Was nun“, hatte der Konsul d'Arzilla ratlos gefragt, als Horst Rowalt die Bibliothek des „Regent-Klubs“ verlassen hatte.

Und: „was nun?“ fragte er sich mit der gleichen Ratlosigkeit auch noch am nächsten Vormittag, als er den angekündigten Besuch in seiner Privatwohnung erwartete.

Der Portugiese wohnte ungewöhnlich glänzend. In einer Villa der Grunewalder Schleinitzstraße. Allgemein hielt man ihn für den Besitzer dieses luxuriösen Prachtbaues. Tatsächlich jedoch hatte er das Haus nur auf zwei Jahre gemietet; von einem Abteilungsdirektor im Auswärtigen Amt, den verantwortungsvolle dienstliche Sondermissionen lange Zeit von Deutschland fernhielten. Möbel und Teppiche, Bilder und Bronzen, Altertümer und Tischsilber — nichts gehörte Juan d'Arzilla. Doch er bewegte sich in diesen Schönheiten, Kultur und Vestibül atmen den Räumen mit der absoluten Sicherheit und Selbstverständlichkeit des eigentlichen Besitzers.

Heute morgen allerdings war er von solcher Sicherheit ziemlich weit entfernt, während er ratlos sein Arbeitszimmer der Länge und Breite nach durchquerte, dessen schwerer Perserteppich den Schall seiner Schritte verschlang.

Keinen Schatten einer Ahnung, wie diese Unterredung enden würde. Vielleicht mit einem Siege, vielleicht mit einer Katastrophe. Man mußte auf alles gefaßt sein und im übrigen auf das alte Glück vertrauen, daß es einen nicht im Stich ließ.

Abschließend trat er zum Fenster, als im gleichen Moment der Diener erschien und Horst Rowalt meldete.

Der folgte dem Domestiken auf dem Fuße. Er war bekannt hier, hatte gerade während der letzten Wochen oft und lange zu eingehender geheimer Zwiesprache in diesen Räumen gewußt.

Ein rascher Blick in das Gesicht des Besuchers belehrte den Konsul, daß die Chancen schlecht standen.

Trotzdem streckte er seinem Gaste zu jovialer Begrüßung die Hand entgegen; übersah geistlich, daß sie nicht genommen wurde; rückte einladend an einem hochlehnigen, schwer geschnittenen Kirchenstuhl und begann gleich zu plaudern, als müsse er von der ersten Sekunde an die Führung des Gesprächs übernehmen, wollte er überhaupt Aussicht haben, es nach seinem Wunsche zu lenken.

„Sehen Sie, lieber Freund, es war das einzig Vernünftige, daß Sie Ihre gestrige Zusage wahr machten. Hier sind wir ungestört und unbelästigt. Hier kann man offen miteinander reden. Und ergeben sich Mißverständnisse, dann wird man Möglichkeiten finden, sie aus der Welt zu schaffen.“

„Ich erwarte auch, daß Sie es tun!“

„Also müssen Sie mir vor allen Dingen sagen, worum es sich überhaupt handelt.“

„Das wissen Sie seit gestern Abend!“

Der Portugiese schien tief erstaunt.

„Wie denn“, fragte er, als traue er seinen Ohren

nicht, „seit gestern Abend? Seit den paar Minuten, die Sie sich im Klub aufhielten? Aber das meinen Sie doch wohl kaum?“

„Sie sollten es aufgeben, vor mir Komödie zu spielen.“

„Komödie? Ich spiele Komödie? Vielleicht hätte ich mehr Berechtigung, Ihnen diesen Vorwurf zu machen. Denn — hören Sie, lieber Freund, schließlich sind wir doch erwachsene Männer, die Welt und Menschen bis in ihre letzten Abgründe kennen. Da kann wohl kaum der eine im Ernst von den anderen annehmen, daß ihn der Anblick einer Schauspielerin und die starke Wirkung, die von ihr ausstrahlt, dazu veranlaßt, nun mit einmal seine ganze Vergangenheit gewissermaßen Lügen zu strafen. So, wie Sie es seit gestern Abend taten.“

„Und wie Sie es seit Jahresfrist tun.“

„Ja?“

„Oder was fesselt Sie solange schon an Berlin? Was veranlaßt Sie, diesen ganzen Feldzug gegen den Rittmeister von Hschem auszutüfeln, einzuleiten und planmäßig durchzuführen? Was veranlaßt Sie, jeden Schritt, den er und seine Braut taten, seit Monaten durch ein halbes Duzend Spione überwachen zu lassen? Was veranlaßt Sie, seit Jahresfrist auf die Ausübung Ihres sonstigen Gewerbes zu verzichten und nur dem Verlangen nach der Person Rena Vints zu leben? Diesem Verlangen all Ihre früheren Interessen unterzuordnen?“

„Ich handle so, wie ich handeln muß. Weil ich bis zum Irrsinn das Weib in dieser Frau liebe“ — sagte der Portugiese heiser.

„Und ich handle, wie ich handeln muß, weil mich der Mensch in dieser Frau dauert!“ versetzte sein Gegenüber finster.

„Merken Sie denn gar nicht, wie grotesk es wirkt, wenn Sie sich mit mir — ausgerechnet mit mir gegenüber! — mit einmal auf den Philantropen ausspielen wollen?“

Scharf auflachend wandte der Konsul sich ab und warf sich in einen Sessel.

Horst Rowalt regte sich nicht. Er blieb mitten im Zimmer stehen. Die tastende Verwirrtheit von gestern war finsterner Verbissenheit gewichen. Er schien in der Nacht keinen Schlaf gefunden zu haben. Tiefe Falten durchschliffen die Hagerkeit seiner Wangen. Härter noch als sonst war die Linie um seine Lippen.

Er sprach ganz leise mit überschatteter Stimme, die doch das große Gemach füllte.

„Ich weiß, worauf Sie anspielen. Doch ich scheue mich nicht, von unserer gemeinsamen Vergangenheit zu sprechen. Als wäre es gestern oder vorgestern gewesen, so genau entsinne ich mich noch jenes regentriefenden Dezemberabends neunzehnhundertachtzehn, als Sie mich obdachlos, frierenden und halb verhungerten Vagabunden am Amsterdamer Hafentai aufgriffen. Seitdem war ich Ihr Geschoß, hing von Ihrer Gnade und Ihren Gauen ab, mußte zu all Ihren Taten meine Hand leihen. Ich wehrte mich nicht dagegen; denn für mich gab es nichts mehr zu verlieren. Ich hatte abgeschlossen mit aller Vergangenheit und böhnte über das, was

andere Menschen eine Zukunft nennen. Nur einen einzigen Wunsch — denken Sie an jenen Abend in der kleinen Osteria der Riva della Misericordia zu Venedig! —, einen einzigen Wunsch hegte ich noch. Und wenn ich's nachträglich überlege, dann war es vielleicht die letzte Verbindung, die ich noch mit dem Leben hatte: Rache zu nehmen an dem Rittmeister von Yskem. Sie versprachen mir Ihre Hilfe, wenn unser Zigeunerleben uns einmal noch nach Deutschland und Berlin führen würde. Nun endlich war es soweit."

"Und habe ich mein Wort nicht gehalten?" beehrte der Portugiese auf. Sein Gast maß ihn finster.

"Sie hielten es, doch nicht meinerwegen, sondern nur Thretwegen."

Nach dem Plan, den ich Ihnen entwidelte, hätte unser Berliner Aufenthalt uns in wenigen Tagen zum Ziele geführt und uns die Abreise gestattet. Sie aber hielten mich hin, zügelten meine Ungeduld, bereiteten mir große Schwierigkeiten. Bis ich den wahren Grund entdeckte: Im „Esplanade-Theater“ hatten Sie die Braut des Rittmeisters von Yskem gesehen und sich sinnlos in sie verliebt. Seitdem dachten Sie nicht mehr daran, Berlin wieder zu verlassen. Warfen all Ihre Arbeitspläne über den Haufen. Hatten Gedanken nur noch für diese Frau. Auf Anraten Madame Trignards kauften Sie wenigstens den „Regent-Klub“, um für einen Aufenthalt von längerer Dauer laufende hohe Einnahmen zu haben. Doch so bedeutend diese auch waren und sind — alles vergeudeten Sie in unsinnig kostbaren Geschenken an Rena Lint, die nicht ein einziges annahm, nicht einen einzigen Ihrer Briefe öffnete. Erst als Sie erkennen mußten, daß Sie auf diese Weise niemals zum Ziele kommen würden — erst da entsannen Sie sich, daß ich mit dem Verlobten Ihrer Angebetenen noch eine Privatrechnung zu begleichen hatte."

"Ob früher oder später, — jedenfalls stellte ich mich für Ihre Rache zur Verfügung."

"Ja — weil Sie diese meine Rache dringend brauchten, wenn Sie den Kampf um Rena Lint nicht überhaupt aufgeben wollten. — Sie bekamen es fertig, mich davon zu überzeugen, daß diese Verlobung zwischen der Schauspielerin und dem Rittmeister keine Angelegenheit des Herzens und der Neigung, sondern nur alter, gesellschaftlicher Konvenienz sei. Ich glaubte Ihnen und hatte nun die Hände frei."

"Von jenem Märzabend an — ich werde ihn nie vergessen! — begann ich meinen Rinegang zu graben. Und auf der Hamburger Derbywoche geschah der große Schlag: Der Rittmeister von Yskem schlief im Hotel „Vier Jahreszeiten“ bei offenem Fenster. In der Nacht vor dem „Großen Hansa-Ausgleich“ stieg ich bei ihm ein, stahl vom Nachttisch seine Krawattennadel, fuhr in Ihrem kleinen Auto über Wandsbek zum Horner Moor hinaus, ließ von meinem Komplizen — einem fortgejagten ehemaligen Privattrainer, der die Dertlichkeit genau kannte und sich in den Hohenangerischen Stall Zutritt zu verschaffen wußte, weil er die Stallwaage betrunken gemacht hatte — den Satteltgurt einschneiden und die Krawattennadel so auffällig ins Stroh der Box von „Toreador“ legen, daß sie unbedingt gefunden werden mußte. Der Erfolg überstieg meine kühnsten Erwartungen. Der Rittmeister ist heute ein moralisch toter Mann. Ich traf ihn an seiner verwundbarsten Stelle — an seiner Ehre. Denn die liegt unter die Füße gesetzt im Tred."

"Demnach hätten Sie, anstatt Vorwürfe gegen mich zu erheben, alle Veranlassung, sich Ihrer endlich gefundenen Revanche zu freuen und mir zu danken."

"Ich hätte dazu Veranlassung", versetzte Horst Rowalt kalt, „wenn ich von Ihnen nicht elend getäuscht worden wäre. Um mich in Sicherheit zu wiegen und jedes etwaige Bedenken zu zerstreuen, wiesen Sie immer wieder auf die rein äußerliche Form der Beziehungen zwischen den Verlobten hin, und versicherten mir, daß Rena Lint eine Trennung nach eingetretener Disamierung ihres Bräutigams ohne das leiseste Bedauern vollziehen werde. Wohl sei es möglich, daß er sie liebe — sie ihn aber nimmermehr. Und sein Gram über die Lösung der Verlobung würde ihr nicht ein Achselzucken wert

sein. Damit stachelten Sie mich noch mehr auf; weil ich ihn so doppelt zu treffen und zu vernichten glaubte."

"Wenn ich Ihnen das sagte, so trifft das auch zu."

"Es trifft nicht zu. Sie haben mich kaltblütig und bewußt belogen. An dem Rittmeister von Yskem wollte ich mich rächen und habe eine völlig schuldlose Frau mit in den Abgrund gestoßen."

d'Arzilla sprang auf. „Schnapspinse“, stieß er hervor.

"Nein, sondern Tatsachen, die ich mit eigenen Augen sah. Seit gestern kann ich ermessen, was ich dieser Frau zugefügt. Weil Sie mich mit Vorbedacht täuschen und meinen Haß gegen den Rittmeister von Yskem heimtückisch mißbrauchten, damit ich Ihnen den Weg zu seiner Braut freimache."

"Wenn Sie wüßten, welch ein Narr Sie sind!"

"Ich weiß, daß ich ein Narr war. Ein Mensch, den Sie zum Narren gehalten haben, den Sie betrogen und um seine Rache bestahlen, — wie Sie jeden Menschen um das bestehlen, was ihm das liebste und wertvollste ist."

Der Portugiese trat rasch auf ihn zu. Eine jähe Welle der Wut überlief dunkel sein Gesicht.

"Hüten Sie Ihre Zunge! Wenn Sie es noch ein einziges Mal wagen sollten . . ."

"Ich wage noch viel mehr!" unterbrach ihn sein Spießgeselle und bog sich wie zum Sprunge soweit vor, daß ihrer beiden Gesichter nur noch um Spannweite auseinander waren.

"Lassen Sie Ihre Drohungen, sonst könnten Sie Ihnen schlecht bekommen. Ich fürchte mich nicht vor Ihnen, denn ich habe nichts mehr zu verlieren. Bisher war es nur unbefriedigte Rachsucht gegen den Rittmeister von Yskem gewesen, was mich an das Leben und die Freiheit fesselte. Nun hab ich sie gestillt, und nun ist auch dies letzte Band zerrissen. Meine Rache zu üben, war mein Recht. Doch ich habe ja tausendfach Schlimmeres getan: Ich habe eine wehrlose Frau um ihr bißchen Lebensglück gebracht. Ich kann ermessen, was es heißt: glücklos, ohne Hoffnung durch die Welt gehen zu müssen. Und daß ich das getan habe, das ist — das ist . . ." Er wandte sich ab, tat ein paar Schritte, verhielt wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Muttertag.

Muttertag! — wie Glodenläuten
Tönt das Wort so hehr, so rein,
Muttertag! des Frühlings Schönheit
Weht um ihn den Glorienschein . . .
Kindesliebe will heut schmücken
Froh der Mutter Heim und Haus,
Dankbar ihr ins Auge bliden,
Weißen ihr den Festtagsstrauch.
Einen Strauß von selb'nem Blüten,
Der nicht welkt und nicht verweht —
Dessen Farben nie verglühn —
Dessen Duft strömt ein Gebet:
„Daß ein jeder Tag des Lebens,
Der der Mutter noch beschert,
Sei ein stilles Fest der Liebe,
Das die Mutter dankbar ehrt“

Anna Holt.

Das Testament.

Skizze von Wolfgang Federan.

Die verwitwete Kommerzienrätin Kameda — ja, das war ein Mensch vom alten Schlag, wie man ihn heutzutage selten antrifft. Sie hatte mit vierzig Jahren ausgesehen wie ein junges Mädchen, stand mit sechszig, damals, als ihr Mann, der Kommerzienrat Wilhelm Jonas Kameda starb, sozusagen im besten Alter — ja, man erzählt sich, daß die Witwe drei, vier Heiratsanträge ablehnte, die ihr nicht nur ihres Geldes wegen gemacht worden —, und mit heftigsten Jahren hatte sie noch hübsche rote Wangen, kaum ein paar Fältchen um die Augenwinkel und durfte sich rühmen, noch niemals einen Arzt gebraucht zu haben.

„Sie will ewig leben“, hieß es im Kreise ihrer Verwandten und Bekannten. Wenn ihr solche Äußerungen hinterbracht wurden, dann schüttelte sie mit geschmeidigstem Nicken den Kopf: „Ewig? Nein — das wäre zu lange. Wilhelm Jonas könnte schließlich ungeduldig werden. Aber

so ein paar Bährchen hatte ich es noch aus. Oder auch ein paar Sahrschute — es soll mir so genau nicht darauf ankommen.“

Dies und ähnliches pflegte sie mit spitzbübischem Ausdruck zu sagen. Wer es hörte, nahm die Worte mit geziemendem Lächeln an, konnte sich nicht genug tun, die erstaunliche Gesundheit der alten Dame gebührend zu bewundern, und sprach ein paar gewählte Redensarten, die immer mit dem Wunsche schlossen, sie möge allen, die ihr nahe ständen, noch recht lange erhalten bleiben.

Heimlich dachten die Verwandten freilich nicht ganz so. Zu Hause pflegten sie zuweilen nach dem Abendessen das Notizbuch zu zücken und — roh und oberflächlich natürlich, da die genauen Unterlagen fehlten — mit dem Ehegesspons zu errechnen, wie groß wohl die Summe sein könnte, die es zu erben gab, falls Tante Sophie wirklich einmal die Augen für ewig schloße. Da ihr Vermögen von einer runden Million nicht weit entfernt sein konnte, kam auch im schlechtesten Falle auf jeden Einzelnen ein ganz erkleckliches Stümchen.

Immer, wenn Frau Ramede ihren Geburtstag feierte, erschien die gesamte Verwandtschaft vollständig zur Gratulation auf der Bildschlange, wohlbewaffnet mit schönen oder sinnlosen Geschenken. Es lohnte sich schon, hier mal etwas Abzuges zu tun, und man durfte gewiß sein, daß diese Ausgaben sich früher oder später gut bezahlt machen würden.

Dann, bei Kaffee und Kuchen, fragte die allzeit heitere Tante Sophie auch gelegentlich, wie es denn ihrem Neffen Hans-Otto gehe, dem Maler. Da gab es denn bei allen sogleich gerunzelte Stirnen, verlegenes Geräusper, ablehnende, eifige Mienen und hochmütige Verachtung. Ja, Hans-Otto — das war ein Kreuz! Hatte er nicht Jahr um Jahr studiert und die kostbare Zeit vergeudet? Kurz vor dem Abschied hängte er die Jurisprudenz an den Nagel, trotz aller ernsthaften Warnungen und Ermahnungen seines früheren Vormundes, und widmete sich — der Kunst. Um aus Farbe und Leinwand fragwürdige Bilder zusammenzuhauen, die ihm kein Mensch abkaufte, und gleichzeitig allerhand krauses Zeug zu schreiben, das keine Zeitung druckte, kein Verleger annahm. Ja, das Schlimmste: plötzlich, ohne irgend jemanden um Rat zu fragen, heiratete er ein Mädchen aus einfacher Familie, von höchst bescheidener Herkunft, irgendein Malweib, das er auf der Akademie kennen gelernt hatte.

Ja, so war er, der Hans-Otto: ein Außenseiter, ein Unglück für die Familie. — „Weshalb kommt er nie zu meinem Geburtstag?“ meinte Tante Sophie.

„Ja, das sieht ihm ähnlich“, hieß es, „er hat kein Herz für seine Verwandtschaft. Er ist selbstständig, trägt und gleichgültig — man tut am besten, sich nicht um ihn zu kümmern.“

„Ja, er ist wirklich ein Taugenichts“, sagte dann Frau Ramede und legte ihr Gesicht in strenge Falten. Sie wiederholte dies so oft, daß man schließlich auf dem Heimweg eine neue Rechnung aufstellte — man brauchte Hans-Otto nicht in Betracht zu ziehen, wo er sich gegenüber seiner Tante doch so rücksichtslos benahm —

Mit neunundsiebzig wurde Frau Ramede zum erstenmal in ihrem Leben ernsthaft krank. Da gab es in der Verwandtschaft viel zu tun: man mußte fleißig Krankenbesuche machen, und der weibliche Teil war durch Beratungen mit der Schneiderin reichlich in Anspruch genommen. Denn natürlich liebten sie sich die Trauerkleider schon jetzt machen, um — für alle Fälle! — gerüstet zu sein, wenn, was der Himmel verhüten möge — na, und so weiter.

Aber der Himmel mußte durch Bitten sehr ernsthaft bestärkt worden sein, denn — was keiner anzunehmen wagte — Tante Sophie überstand die Krise und erhobte sich in kürzester Frist so rasch und vollkommen, daß sie bald blühender ausah als je zuvor. Nun hatte man den Ärger, die schwarzen Kleider Jahr für Jahr, wenn die neuen Frühjahrsmodenhefte herauskamen, kürzen zu müssen — denn, nicht wahr, man wollte doch nicht bei der Beerdigung so aussehen, als käme man aus Hinterfelde oder Körschenbroda?

Endlich, sechs Jahre später — als man die Röde schon fast knietief trug — ging es wirklich zu Ende. Es gab ein prunkvolles Begräbnis und ein ansehnliches Trauergefolge. Auch Hans-Otto war erschienen, ebenso seine junge Frau mit dem zarten, klaren und klugen Gesicht. Sie taten sehr unbedingten, aber die anderen verhielten sich zurückhaltend und zeigten zur Begrüßung kaum die Fingerspitzen. Die beiden merkten es wohl, aber Hans-Otto zuckte nur die Achseln, und seine Frau lächelte sogar — „ein impertinentes Lächeln“, wie man sich zuraunte.

Nach zehn Tagen trafen die Leidtragenden alle nochmals zusammen: auf dem Gericht, zur Testamentseröffnung. Es gab lauter gespannte Gesichter, nur Hans-Otto fehlte.

Dann erbrach der Richter das Testament, wies auf die Unterschrift, die von allen als richtig anerkannt wurde, wies einen Blick auf das Papier — ein Nüchternes Schmunkeln, schnell unterdrückt, huschte über seine Mundwinkel —, dann legte er sein Gesicht in Anisfallen und las vor:

„Da ich keine direkten Leibeserben habe, so setze ich nach

sorgfältiger Erwägung und gewissenhafter Prüfung aller Umstände meinen Neffen Hans-Otto Behre und dessen Ehefrau zu gleichen Teilen als Universalerben meines gesamten Vermögens an Geld und Geldeswert ein. Ich rechtfertige diesen Schritt meiner sonstigen Verwandtschaft gegenüber mit folgenden zwei Umständen:

Einerseits haben die genannten — von der Erbschaft ausgeschlossenen — Verwandten selbst erklärt, daß mein Neffe mit dem Leben nicht fertig zu werden vermag, daß er leichtsinnig und ohne Überlegung sein Herz an Dinge hängt, die ihm reale Erfolge nennenswerter Art voraussichtlich nicht einbringen werden. Es scheint mir meine Pflicht zu sein, alles zu tun, damit diese ideale Gesinnung nicht an den nackten Forderungen des Lebens zerbricht, und demjenigen meine volle Unterstützung zukommen zu lassen, der ihrer am meisten bedarf.

Andererseits hat mein Neffe, der meinem Herzen seit seiner frühesten Jugend besonders nahe stand, dadurch, daß er sich in demselben Maße von mir fern hielt, wie meine anderen Verwandten mich bei zunehmendem Alter mit Besuchen, Schmeicheleien und Geschenken umwarben, bewiesen, daß ihm Berechnung jeder Art fern liegt. Er ist, so glaube ich, der einzige, der mir aus aufrichtigem Herzen ein langes Leben in Frieden und Gesundheit gegönnt hat. Möge ihm das, was ich ihm hinterlasse, beweisen, daß ich nie aufgehört habe, ihn zu lieben.“

Es gab Gesichter, die blaß waren vor Enttäuschung, und solche, die der Gorn rot färbte. „Es ist das Testament einer Wahnsinnigen — wir werden es anfechten wegen Unzurechnungsfähigkeit der Erblasserin“, schrie man dem Richter zu. Der sah mit gerunzelter Stirn und merkwürdiger Miene auf die verstörten Gesichter der um ihre Hoffnung betrogenen Erben.

„Dies Testament“, sagte er, schon dem Ausgang zustrebend, „zeugt von so viel Klugheit, Güte und Menschenkenntnis, daß derjenige, der es anfecht, selbst in den Verdacht kommen wird, der geistigen Zurechnungsfähigkeit zu ermangeln.“

Der Geburtstag.

Von Heinz Schorsf.

Die Gattin wurde in einigen Tagen vierzig.

Der Gatte brach in leichten Schweiß aus.

Sollte er ihr Boudoir in einen Blumenhain verwandeln, sie mit einem Schmuckstück erfreuen, sollte er einen Geburtstagskuchen kaufen und vierzig brennende Kerzen hineinsetzen?

Er überlegte hin und her. Ein vierzigster Geburtstag war kein fünfundzwanzigster, kein dreißigster. Das war ein kritischer Geburtstag erster Ordnung. Eine Gratulation zu einem „vierzigsten“ glich eher einer Kondolenz. Jede Aufmerksamkeit, an diesem Tage erwiesen, trug den Stempel eines Beileids an sich. Dürfte eine Frau derart gekränkt und mutwillig in Trauer versetzt werden? Nein, der Mann verwarf alle seine Pläne und nahm sich den Vogel Strauß zum Vorbild, der auch das vierzigste Wiegenfest nicht feiert, sondern bei allen brenzlichen Gelegenheiten beherzt den Kopf in den Sand steckt. Er wollte ebenfalls seine Augen schließen und diesen Tag einfach lang- und klanglos vorüberziehen lassen.

Das war das kügste Geburtstagsgeheim eines zartfühlenden Gatten. Und der kritische Tag kam.

Der Herrmann begrüßte seine Frau an diesem Morgen besonders herzlich. „Schab“, sagte er, „entschieden siehst du heute wieder aus, du wirst immer jünger.“

Sie lächelte und sah ihm verträumt in die Augen. „Ich fühle mich auch sonst so frisch wie noch nie“, sprach sie, „aber du wirst alt, mein Lieber, und vergehst, sonst müßtest du wissen, was heute für ein Tag ist.“

Er stellte sich überrascht. „Ein besonderer Tag?“

„Mein Geburtstag, der achtunddreißigste!“ seufzte sie. „Nicht möglich“, meinte der Gatte, „du siehst aus wie achtundzwanzig“, und er küßte sie auf die etwas zu rot gezeichneten Lippen.

Dann verwandelte er ihr Boudoir in einen Blumenhain, kaufte ein Schmuckstück und einen Geburtstagskuchen, in den er achtunddreißig Kerzen steckte.

Und am Abend führte er seine Frau in eine Bar und veranstaltete im Kreise einiger Freunde eine fröhliche Feier.

Als man spät nach Hause kam, schmeigte sie sich plötzlich an ihn und sagte: „Weil du heute so nett warst, will ich dir ein Geständnis machen. Das mit dem achtunddreißigsten Geburtstag ist Schwindel, ich bin bereits neununddreißig.“

„Warum nicht gleich vierzig“, scherzte der Mann, und beide mickten mit einmal hell herauslachen, doch kam es keinem dabei zum Bewußtsein, daß das Geburtstagskind mittlerweile bereits in das einundvierzigste Lebensjahr hinübergelitten war.

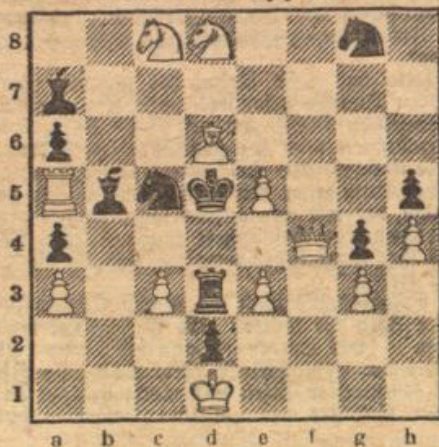


Schach



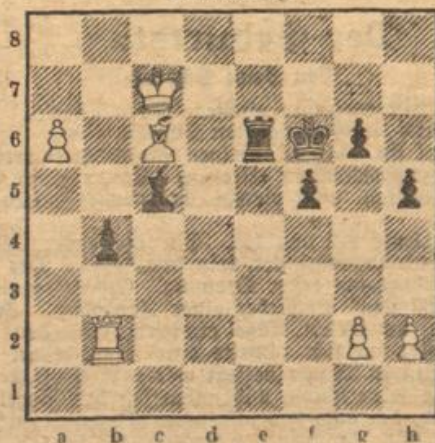
Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 42. H. D. Oily Bernard.



Weiß: Kd1, Df4, Ta5, Ld6, Sc8, d8, Ba3, c3, e3, e5, g3, h4.
Schwarz: Kd5, Td3, La7, b5, Sc5, g8, Ba4, a6, d2, g4, h5.
Matt in zwei Zügen.

Endstellung.



Weiß (Napier): Kc7, Tb2, Lc6, Ba6, g2, h2.
Schwarz (Steinitz): Kf6, Te6, Lc5, Bb4, f5, g6, h5.

In seiner letzten Blindvorstellung von zehn Brettern zu Frankfurt a. M. mußte sich Großmeister Sämisch nur dem 13jährigen Schüler Otto Müller gegenüber als geschlagen bekennen. Auch hier behält Ben Akiba Recht, denn ein 15jähriger Jüngling namens W. E. Napier schlug im Jahre 1897 in New-York den Weltmeister Steinitz. Obiges Diagramm zeigt den Stand der Stellung nach dem 51. Zuge von Schwarz. Weiß gewann die Partie auf folgende hübsche Weise: 52. T×b4—L×b4, 53. a7—La5+, 54. Kb8—T×c6, 55. a8D—Tc5, 56. Da6+—Kf7, 57. Da7+—Lc7+, 58. Kc8—Tc3, 59. h3—h4?, 60. Kd7—Kf6, 61. Dd4+—Le5, 62. Dh4+—Kf7, 63. De7+, aufgegeben.

Das obige Problem (Nr. 42), welches vor 10 Jahren in einem Turnier des „Chess Amateur“ den ersten Preis erhielt, gehört zu einer Gruppe von Aufgaben, die — ursprünglich amerikanisch-englischen Ursprunges — seit jener Zeit auch in Deutschland sich einer solchen Beliebtheit erfreut, daß man ohne Uebertreibung 99 % aller Zweizüger als Angehörige dieses Types bezeichnen kann. An sich ist der Grundgedanke ja ganz hübsch. Wenn man beim Suchen nach der Lösung zunächst, wie es das Praktischste ist, von einem Einleitungszuge von Weiß absieht und gleich mit schwarzen Gegenzügen beginnt, so erkennt man leicht, daß Weiß stets sofort Matt geben kann; die einzige Schwierig-

keit des Stückes besteht also darin, den ersten Zug von Weiß so einzurichten, daß er keine der vorhandenen Matt-Möglichkeiten stört. Und nun kommt man zum Kern der Sache: Einen solch indifferenten weißen Zug gibt es nicht. Verschiedene Wege sind im Laufe der Jahre gesucht worden, wie sich Weiß aus der unangenehmen Lage der Zugpflicht gehorchen zu müssen, befreit. Mit dem englischen Kunstausdruck werden alle diese Stücke als „White to play“-Probleme bezeichnet.

Die böhmische Problemschule. Bei keinem Volke, das Problemkomponisten hervorbringt, hat sich so deutlich der Begriff und Charakter einer Schule herausgebildet, als bei den Böhmen. Spricht schon ihre außerordentliche Produktivität für einen gewissen Beruf zur Sache, so ist es hauptsächlich die Gleichartigkeit ihrer Veranlagung, die schulbildend wirkt. Voll Talent und Geschmack hat der böhmische Komponist mehr Freude am technischen Calcul als Lust und Kraft zur Erfindung, er geht bei seiner Arbeit mehr mechanisierend als dichtend vor und sieht mehr auf Eleganz als auf Tiefe. Dieser ausgesprochene Sinn für die gelungene Form tritt einem fast bei jeder Aufgabe entgegen und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß dieses standhafte Beharren auf der schönen Form von wesentlichem Einfluß auf die Ausgestaltung auch des deutschen Problemschmacks gewesen ist. Nächste dem Streben nach äußerer Formvollendung mag es die Rasseneinheit sein, die als durchgehender Zug an der böhmischen Problemerzeugung auffällt. Die große Familienähnlichkeit der ungezählten böhmischen Probleme ist übrigens eine nicht vereinzelte nur im Gebiete des Schachspiels auftretende Erscheinung, vielmehr ein allgemeiner Zug, der sich in jeder slawischen Kunstproduktion wiederholt. Das Talent wurzelt breit und sicher im nationalen Typus und nur schwach in der Persönlichkeit. Selbst bei den bedeutendsten der böhmischen Problemschreiber, deren Eigenart man wohl unterscheiden kann, überwiegt der Schulcharakter meist die individuelle Leistung.

Lösungen: Nr. 34. Lg4. Nr. 35. Sc5. — Angegeben von Ludw. Nickel, Ingenieur Jos. Schmitt und S. Gradstein.



Rätsel



Buchstaben-Umwerfrätsel



Während Lene Luna sehnsüchtig betrachtete und den Heimkehr des Gatten erwartete, warf dieser in einer Hall nicht nur die Buchstaben um, sondern . . . ?

Scharade.

Du kannst mich vor- und rückwärts sprechen,
Kannst in zwei Hälften mich zerbrechen,
Kannst mich verkehrt zusammenkitten,
Die Außenwände in der Mitten,
Ich stehe doch mit Leib und Seel'
Dir als der Alte zu Befehl.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 106.

Bilderrätsel: Pflicht allein macht den Menschen frei. — Die Schule: Es war eine Baumschule. — Eleganz: Welt: Auster, Alster.

Richtige Lösungen sandten ein: Martel König aus Wiesbaden, Otto Präckel aus Hahn 1. T.